

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 44

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

Nr. 44
XVI. Jahrgang
1926

Bern
30. Oktober
1926

in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Brachler, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Treu den Toten. (Zum Allerseelentag.)

Von Theodor Storm.

O bleibe treu den Toten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Toten,
Die lebend dich geliebt!

Sie starben, doch sie blieben
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß.

Indessen du dich herzlich
In Lebenslust versenkst,
Wie sehnen sie sich schmerzlich,
Daß ihrer du gedenkst!

Sie nahen dir in Liebe,
Allein du fühlst es nicht;
Sie schau'n dich an so trübe,
Du aber siehst es nicht.

Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie herüber drang.

In ihrem Schattenleben
Quält Eins sie gar zu sehr;
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

O bleibe treu den Toten,
Die lebend du betrübt;

O bleibe treu den Toten,
Die lebend dich geliebt!

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Hugenberg.

19

Heinrich konnte sich der bitteren Erkenntnis auf die Länge keineswegs verschließen, daß man ihn im Dorfe nicht mehr ganz ernst nahm und hinter seinem Rücken bereits ohne viel Bartgefühl darauf anspielte, er werde es auf seinem Hungergütchen nicht ewig so weiterreiben, wenn er sich auch bis jetzt mit Ach und Krach über Wasser gehalten habe. Den Gottlieb Herger, dem er seinerzeit unter Hintansetzung seiner eigenen Sache zu einer reichen Frau geholfen und der jetzt im Gemeinderat saß, konnte er einmal im Schachwirthshaus sagen hören: „Der Mensch ändert sich, bis er stirbt; aber beim dritten Heiri geht's mit dem Aendern wie bei Gempelers Most, er wird jeden Tag minder.“

Da fing sich in seinem Herzen der noch nicht ganz erloschene Ehrgeiz zu regen an. Durch die Erinnerung an seine große Zeit aufgemuntert, ließ er fast von heute auf morgen der alten Streitfertigkeit gegen die von Kasparshub wieder die Zügel schießen, ohne darauf Bedacht zu nehmen, daß das Feuerlein der Fehde zwischen den beiden Dorfschaften mittlerweile auf das Betreiben einsichtiger Männer hin sich unter die Asche zurückgezogen hatte.

Er ließ es nicht etwa bei Sticheleien und Wüßreden bewenden, sondern schreckte selbst vor den verwegensten Streichen nicht zurück. Eines seiner ersten Heldentücke war, daß er sich in der Nacht vor einer Gemeindeversammlung in Kasparshub ins dortige Gemeindehaus hineinschlich und einen

mit vieler Mühe aufgetriebenen Widderkopf auf das Präsidentialischen hinlegte.

Es fehlte in Lenzenholz nicht an Stimmen des Lobes und der Aufmunterung. Der Köhliwirt gab Heinrich jedesmal einen Dreier umsonst, wenn er wieder irgend etwas angestellt hatte, und klopfte ihm anerkennend auf die Achsel. „So, das freut mich, daß du endlich in den zweiten Saft gekommen bist! Die da hinten hätten ja sonst bald geglaubt, man habe in Lenzenholz den Tatterich bekommen!“

Heinrich fing an, den Kopf wieder etwas höher zu tragen. Manchmal, wenn er, von irgendeinem Ulf heimkehrend, in vorgerückter Stunde durchs Dorf schritt, kam es ihm auf Augenblicke vor, als ob er da etwas zu bedeuten hätte und seine Arbeit sogar der Arbeit wert wäre. Freilich konnte ihn dann ein einziger scheuer Blick auf seine schiefhängende Stalltür soweit zur Besinnung bringen, daß er sich gewissermaßen vor sich selber zusammenduckte.

Die neue Herrlichkeit sollte auch ohnehin nicht zu lange dauern. An einem Montagmorgen wurde der noch um neun Uhr im Bett Liegende durch nachdrückliches Klopfen an die hintere Haustür unnachlässiglich aus dem Schlafe getrommelt. Der Präsident Kaspar Lenz kam mit strengster Amtsmiene ins Haus und eröffnete dem verblüfft in Hemd und Hosen Dastehenden ohne viel Umstände, daß es mit den Grobheiten gegen das Nachbardorf jetzt ein für allemal ein

Ende nehmen müsse, ansonst ihm die eigene Gemeindebehörde den Kiegel stecken werde. Ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Dorfschaften sei nun mit Erfolg angebahnt, und wegen so eines Querkopfes und Tribulanten wolle man nicht noch einmal ins vorige Jahrhundert zurückkehren, jetzt, wo sogar die Erstellung einer gemeinschaftlichen Wasservorsorgung aus den langumstrittenen Quellen bei der Erlensfente bereits von den beiderseitigen Behörden in die Wege geleitet sei.

Heinrich stand da wie ein gemäßigter Schultenabe. „Von dem Wasser laß' ich eineweg keins“, ließ er sich nach einer Weile in schwächlicher Auflehnung vernehmen.

„Du bist vielleicht noch froh, wenn du einmal bei der Quellfassung einen Rappen verdienen kannst“, gab ihm der Präses mit wenig Höflichkeit zurück. „Derlei Leute kann man vorläufig noch nicht mit Armensuppe füttern.“

Heinrich fand an diesem Tage keine Arbeitslust. Der Köhliwirt Koller half ihm weidlich über das neue Wesen schimpfen, dessen sich die Vorfahren nach seiner Meinung in den Boden hinein geschämt hätten. Als jedoch ein paar andere Gäste den Präses in Schutz nahmen, sattelte der Vielgewandte sogleich um und gab ohne Umschweife zu, daß man eigentlich schon lang mit der blödsinnigen Trölerei hätte abfahren sollen.

Neunzehntes Kapitel.

Heinrich bekommt eine neue Nachbarin.

An einem regnerischen Herbsttage saß Heinrich Lenk als einsamer, vernachlässigter Gast wieder einmal bei einem Glas Most in der Köhlistube und sah mißlaunig nach seinem Häuschen hinüber. Sonne und Regen hatten die Farbe an seinem Scheunentor und an den Fensterläden stark gebleicht; und da er den geringen Firnis viel zu dick auf das verwitterte Holz aufgetragen, so hatte sich dieser an vielen Stellen losgeschält, wodurch das Ganze ein trübseliges und verlottertes Ansehen bekam.

„Auf der Welt ist halt alles auf Lug und Mangelwerk eingerichtet“, brummelte er vor sich hin. Er machte sich nun mit einem abgebrochenen Zündholz an dem auf dem Tisch liegenden kleinen Mostkümpel zu schaffen, indem er durch Ableiten kleiner Kanälchen ein Gesicht mit Bart und Tabakspfeife herzustellen suchte. Weil aber die Tischplatte nicht ganz wagrecht lag, rann die gelbbraune Flüssigkeit immer wieder am unrechten Ort zusammen, bis er das mißlungene Kunstwerk unwillig durch einen Schlag mit seiner breiten Hand zerstörte.

Unvermerkt kam er wieder ins Studieren und beachtete nicht einmal, daß der Wirt Koller in die Stube getreten war, bis ihm der jetzt gewichtig seine Fleischhand auf die Schulter legte.

„Heiri — da muß ein Kof lachen! Die Reideggerin hat ihr Ladelein verkauft, du bekommst eine neue Nachbarin!“

Der Angeredete sah sich gleichgültig halbwegs um. „Kann mir so breit sein wie lang, bei wem ich meinen Stinktobak kaufe. Und die paar Päcklein Zichorien.“

Der Koller zwinkerte mit seinen schlauen Neuglein und hob viel sagend sein doppeltes Kinn in die Höhe. „Wenn aber die neue Krämerin eine alte Bekannte von dir wäre? — Ich will es dir gleich mit drei Worten heraus sagen:

Dem „Schön“ seine Frau ist mit dem Wüsten fertig geworden. Und weil ihr, scheint's, die da hinten überhaupt verleidet sind, hat sie ihr Gewerbelein dem Händler gegeben und will jetzt in Lenkenholz Rudeln und Salz auswägen.“

Heinrich tat zuerst, wie wenn er nicht recht gehört hätte. Nun erhob er sich bedächtig und blieb, die eine Hand an die Grifflehne des Stuhles gelegt, breit vor dem Wirt stehen. „Hat der Witz Beine, oder wollt Ihr mir bloß etwas unter die Nase binden?“

Koller stellte sich beleidigt. „Bin ich etwa für einen Speivogel bekannt? Kann die Sabine etwas Gescheiteres tun, wenn's ihr zum Privatisieren nicht langt?“

Heinrich ließ sich mit einem Klaps wieder auf den Stuhl niederfallen, der darüber fast aus den Fugen ging. „Wenn es soweit kommt, so mach' ich meine Fensterläden mit dreißölligen Nägeln zu! So eine will ich nicht vor meinem Haus hin und her gehen sehen!“

Er saß eine Weile schwer nachdenklich da und fuhr dann unversehens auf. „Heda! Warum steht noch keine Salbe auf dem Tisch? Wir trinken heute schon eins auf die siebenunddreißig Sorten Aerger, damit ich der neuen Krämerin das Leben verleiden will!“

Am folgenden Morgen war Heinrich schon früh im Holzschopf mit Abmessen und Spizen von Pfählen beschäftigt, mit denen er hierauf den schmalen Durchgang zwischen seinem und dem Nachbarhause so dicht verammelte, daß keine Maus mehr hätte durchschlüpfen können. Der alten Reideggerin, die ihm von der Hintertür aus verständnislos zusah, versicherte er erklärend, daß mit dieser Unfreundlichkeit etwa nicht sie gemeint sei. Aber weil das Gählein sowieso ihm gehöre, wolle er es jetzt umgraben und im Frühjahr Kartoffeln darauf pflanzen. Wenn jemand aus dem Hinterdorf zu einer gewissen Person in den Laden gehen wolle, könne er den Umweg über die Schöpflistraße machen.

Drei Wochen später rumpelte bereits der Wagen mit Sabinens bescheidenem Hausrat durchs Dorf. Sie selber schritt mit dem Kinde an der Hand hinter dem Fuhrwerk her, plauderte mit der Kleinen, der alles neu und merkwürdig war, und grüßte mit zurückhaltender Freundlichkeit etwa am Wege stehende Bekannte.

Heinrich hatte auf den Einzug der neuen Nachbarin wirklich die Fensterläden der Stube und Nebenkammer geschlossen. Fast die ganze Woche hindurch brannte er selbst am hellen Tage Licht, was den Leuten im Dorf viel zu lachen gab: „Zu hitzige Liebe schlägt gern ins Gegenteil um“, hieß es. Aber kein Mensch versuchte, ihm den Eigensinn auszureden. Man sagte scherzweise, der dritte Heiri wolle einfach den bessern Teil nach auswärts kehren, denn die Läden sahen sich auf der Rückseite noch ganz sonntäglich an. Zuletzt wurde er von selber so klug, den Redereien die Spitze abzubringen und den Tag wieder ins Haus hinein zu lassen.

„Du mußt etwas Gescheiteres ersinnen, wenn du sie vertreiben willst“, sagte der Köhliwirt. Und Heinrich versicherte ihm, daß er noch Kartoffeln genug in der Pfanne habe, um sie ihr anzuwerfen.

Er holte seinen kleinen Bedarf an Spezereien von dieser Zeit an, so unbequem ihm das wurde, beim Zeltinger in Schönen, und nahm dabei mancherlei Unzulänglichkeiten und vielen Verdruß als unabwendbar mit in den Kauf. Denn

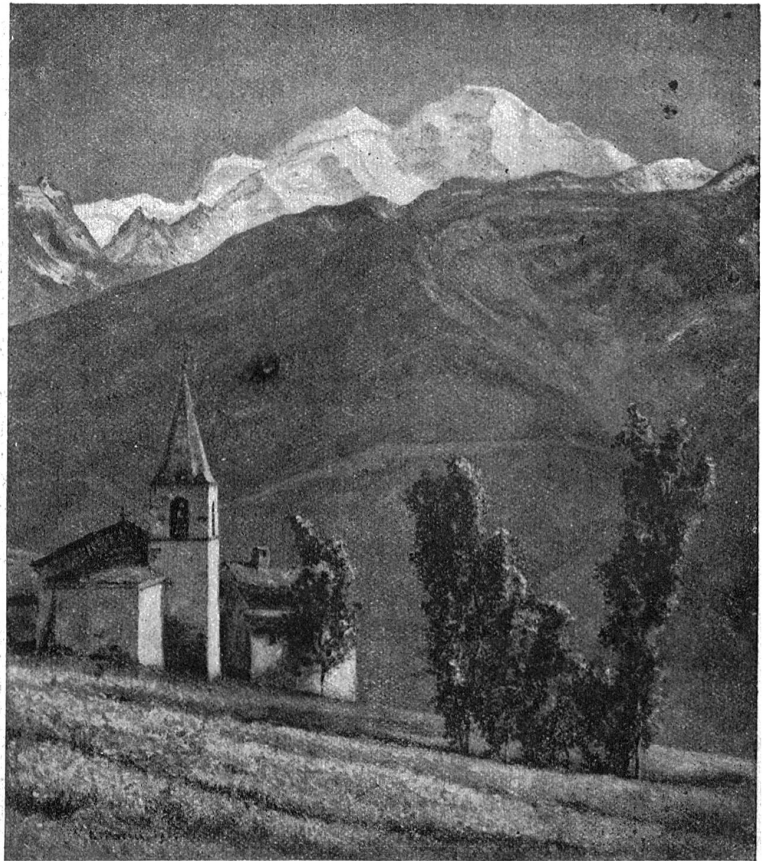
er kam mit allem zur Unzeit aus; manchmal sogar mit dem Gelde; und beim Zeltinger bekam er nichts auf Buß wie bei der alten Neideggerin, bei der er im Notfall noch schnell ein Pfund Nudeln oder Fidele hatte holen können, während das Wasser bereits in der Pfanne brodelte, oder ein Päcklein Kanaster, wenn seinem unentbehrlichsten und zuverlässigen Freund, der Tabakspfeife, mitten im schönsten Arbeitstag unversehens der Atem ausging. Es kam im Anfang öfters vor, daß er sich auf die Gegenwart vergaß und in irgend einer kleinen Verlegenheit schnell hinüberlaufen wollte, bis ihm dann das von ihm selbst errichtete Hindernis noch rechtzeitig Halt gebot und er wie ein begossener Pudel nach seiner Tür zurückkrebst.

Alle diese kleinen Merglichkeiten schrieb er natürlich auf Sabinens Rechnung. Weshalb war die sonst hergekommen? Und er suchte sich, so gut es ging, bezahlt zu machen. Den festgetretenen Weg auf dem verlegten Gäßchen hatte er mit der Stockhaue auf und versah das sonnenlose Gärtchen zum Ueberflaß mit einem dichten Dornenverhau, in dem sich die paar Hühner der neuen Nachbarin regelmäßig mit verzweiflungsvollem Gekreis verfangen, wenn er sie mit Steinwürfen von seiner Hofreite vertrieb, obgleich sie dort weder etwas finden noch irgendwelchen Schaden anrichten konnten. Es freute ihn ganz besonders, daß die dummen Tiere immer wieder durch das Saßgäächchen flüchten wollten und dann mit ihrem Lärm das halbe Dorf in Unruhe brachten, bis Sabine es vorzog, ihre verführten Lieblinge im Höslein gefangen zu halten.

Sie nahm die offenbaren Feindseligkeiten stillschweigend hin. Sie wünschte Heinrich gelassen die Tageszeit, wenn er ihr je und je einmal nicht rechtzeitig aus dem Wege gehen konnte, obschon er seinerseits den Gruß immer unerwidert ließ. Selbst wegen der Verlegung des schmalen Durchganges sagte sie nie ein Wort.

„Das Weibervolk bringt immer heraus mit was es einen am meisten wild machen kann, mit Reden oder mit Schweigen“, sagte er verbissen zu sich selber und sann auf neue kleine Bosheiten, ihr das Leben zu vergällen. Nachdem ihm der Koller mit schlauer Berechnung hinterbracht hatte, daß sie sich über sein vieles Wirtshausgehen aufhalte, stieg er womöglich noch öfter als vorher am hellen Werkeltag die Rößlistiege hinauf und tat drinnen so laut mit Schwagen und Lachen, daß sie ihn drüben in ihrem kleinen Laden fortwährend hören mußte. Das Sprichwort von Hund und Rake bekam in Lenkenholz eine neue Fassung. „Die verstehen sich wie der Dritt' und die Krämer-Sabine“, sagte man.

Daneben konnte er es sich doch nicht versagen, hin und wieder vom Kammerfenster aus verstoßen auf seine Nachbarin acht zu geben, wenn sie etwa jemanden vor die Ladentür begleitete. „Das hat sie immer gehabt, sie kann tun, wie wenn's ihr ernst wäre“, meinte er dann bei sich. Und der Rößliwirt hatte eigentlich recht, wenn er sagte: „Ein Jahr Schlechtgehen überhaut die, wie eine andere einen Regentag. Freilich, viele Leute bekommen das



E. Patru, Genf. — Die Kirche.

Allerseelen.

Von Martin Greif.

Ich kam am Allerseelestag
Des Wegs durch einen dunklen Hag,
Da, als ich schon im Forste tief,
War mir's, als ob mich jemand rief:
„Ich war dir teuer einst so sehr,
Nun denkst du längst an mich nicht mehr,
Und doch, als man zu Grab mich trug,
Der Tränen flossen dir genug.“

Erst als ich aus der Wildnis schied,
Ein Stöcklein mich in Schmerz beriet:
„Gib acht“, so drang sein Ruf mir zu,
„Wie bald einmal vergessen du!“

Ich schwieg, und wie ich weiter schritt,
War mir's, als ging ein Schatten mit,
Der sprach zu mir so schaurig hohlt:
„Ich sagte dir nicht Lebewohl, —
Da ich verschied an fernem Ort.
Schwand dir schon jed' Erinnern fort?“
Ich starrt' und blickte lang mich um,
Doch wieder war es um mich stumm.

Altwerden gleich auf einmal angeworfen. So kann's ihr dann auch gehen.“

Am meisten Mühe machte ihm das kleine Mädchen, das immer wieder herüberkam, obschon er sich nicht mit ihm abgab.

„Sie tut es absichtlich, daß sie mir das Kind auf den Hals schickt“, schimpfte er bei sich selber, aber er brachte es doch nicht übers Herz, ihm je ein grobes Wort zu geben, wenn es etwa in einem unbewachten Augenblick zu ihm in den Holzschopf oder gar in die Küche hingeretrippelt kam und sich in seiner noch ungelentken Sprache mit ihm zu unterhalten suchte und allerlei kindliche Fragen an ihn stellte. Gewöhnlich ging er ihm stillschweigend aus dem Wege, blieb aber doch mit heimlicher Sorge darauf bedacht, daß ihm nichts Ungeschiedes zustoße. Es hatte so auffallend die Züge seiner Mutter geerbt, daß er immer wieder auf den wunderlichen Gedanken kam, deren ganzes Leben müsse sich in dem Kind noch einmal erneuen. Ob sich dann auch so ein Mißgeschickter fand, den sie zum Narren halten und aus dem Geleise bringen könnte?...

(Fortsetzung folgt.)